

Erstes Kapitel



»Ich habe jetzt auch ein Facebook.«

»Wer ist da?« Vivien blickte auf ihr Handydisplay. „Helga“ stand darauf, ihre Mutter. Daneben die Uhrzeit, 8.00 Uhr. Keine gute Kombination.

»Der Schmitz vom Elektroladen hat mir eins verkauft. Er hat es auch auf meinem Computer installiert und mir erklärt, wie´s geht. Das Ding war gar nicht so teuer, wie ich dachte.«

»Na, das ist doch spitze, Mama.«

»Hast du gesehen, dass der Robert dir ein Bild auf dein Facebook gemalt hat?«

»Das hat er nicht *gemalt*, Mama, das hat er irgendwoher kopiert und draufgesetzt.«

Schlimm genug, dass ihr Mann seit Wochen Postkarten mit Kalenderblattweisheiten und YouTube-Links zu Herzschmerz-Songs auf Vivians Pinnwand pappte und damit den gesamten Bekanntenkreis über den aktuellen Stand seiner Trennungsverarbeitung in Kenntnis setzte. Dass er an der Sache selbst die Schuld trug, schrieb er nicht dazu. Alle Trauerphasen, von Leugnung über Schock bis hin zu

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Orientierungslosigkeit ließen sich anhand der Sprüche und Songtexte anschaulich nachvollziehen. Und ab sofort sollte auch noch ihre Mutter alles mitbekommen. Vivien seufzte und legte den Kopf in den Nacken. Über ihr bogen sich die Wedel einer Plastikpalme unter zu viel Staub. Sie saß, wie jeden Freitag, im Wartezimmer ihres Therapeuten. Auf ihrem Schoß lag eine aufgeschlagene Frauenzeitschrift.

»Du kannst das Bild noch gar nicht gesehen haben, weil es erst eine halbe Stunde alt ist. Da steht eine Uhrzeit dabei.« Vivien wusste, dass auf eine altkluge Erklärung ihrer Mutter meist eine Aufforderung im Befehlstone folgte. »Geh mal an den Computer und guck!«

»Mama, ich sitze im Wartezimmer und muss gleich zum Zahnarzt.« Für einen kurzen Moment schämte sich Vivien ihrer Notlüge, dann entschied sie sich für die nächste. »Ich hab hier keinen Computer.«

»Ich weiß genau, dass du dein kleines Kompakt-Computer-Ding immer mit dir rumschleppst. Bitte, Schatz, das Bild gefällt dir bestimmt.«

Vivien seufzte erneut und zog ihr Tablet aus der Tasche, auf dem die Facebook-Pinnwand bereits geöffnet war.

»I'm soooo sorry !!!«, stand auf einem blinkenden Luftballon, den eine quietschgelbe Ente im Schnabel hielt.

»Ja, schönes Bild.« Schön, wenn ein Zehnjähriger sich damit bei seiner Mutter entschuldigte, weil er ihre Lieblingsvase zerdeppert hatte. Nicht schön, wenn ein promovierter Luftfahrtingenieur sich bei seiner Frau entschuldigte, weil er

seine Kollegin gevögelt hatte. *Pling*. Das Chat-Geräusch war Vivien so verhasst wie früher die Schulhofklingel.

»Oh, du bist da 😊«, tippte Robert.

»Ja ...«, tippte Vivien.

»Hast du ihn denn schon angerufen?«, fragte Helga.

»Was? Wieso denn angerufen?«

»Wie findest du den Song?«, tippte Robert.

»Na, angerufen, um dich für das Bild zu bedanken«, sagte Helga, während Vivien »Welchen Song?«, tippte.

»Oh, Mama! Man bedankt sich doch nicht telefonisch für ein Bild auf der Facebook-Seite.«

»Ich hab dir doch einen Link gepostet.«

»Das sind aber keine guten Manieren«, sagte Helga. »Nur weil sich mit dem modernen Zeug schlechtes Benehmen durchsetzt, musst du da nicht mitmachen. Wir haben dich anders erzogen, mein Fräulein.«

Tatsächlich, unter der Ente befand sich, wie jeden Morgen, ein YouTube-Link von Robert. Diesmal: *Church on Sunday* von Green Day.

»Okay, Mama, ich bedanke mich bei nächster Gelegenheit für die Ente«, sagte Vivien ins Telefon.

»So ist gut.« Helga klang fröhlich.

»Danke«, tippte sie anschließend. »Kenne das Lied.«

»Es geht nicht um das Lied, sondern um den Text«, tippte Robert. »Ich will dir damit etwas mitteilen. Und würde gerne wissen, was du dazu denkst.«

Er wollte von ihr wissen, was sie dazu dachte, dass er die Worte eines anderen benutzte, um auszudrücken, was er über

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Vivien dachte. Konnte denn in Zeiten von Copy and Paste niemand mehr seine Gedanken in eigene Worte fassen? Vielleicht sollte irgendein Komitee mal Roberts Doktorarbeit checken.

»Glaub mir, was ich dazu denke, willst du nicht wissen«, tippte Vivien – und löschte es wieder. »Ich hör's mir an, dann schreibe ich dir.«

»Und dann red auch noch mal mit ihm«, fuhr Helga fort. »Das mit der Trennung kannst du unmöglich durchziehen. Gerade jetzt, wo ihr euch an die Familienplanung machen wolltet.«

»Was?«, fragte Vivien. »Er hat seit *Jahren* was mit einer anderen Frau, Mama, und du kommst mir mit Familienplanung?«

»Okay 😊«, tippte Robert.

»Ich verstehe ja, dass du beleidigt bist, Mäuschen«, sagte Helga. »Aber jetzt hast du ihn doch lange genug zappeln lassen, oder? Er bereut es und bemüht sich doch so um dich. Da kann man über so was auch mal wegsehen. Das kommt doch in den besten Kreisen vor. Und da sogar noch häufiger.«

»Ich kann über *so was* nicht wegsehen, Mama.«

»Ach, Kindchen, du warst schon immer so übersensibel«, sagte Helga. »Ich mach mir Sorgen um dich. Du hast doch gar keinen richtigen Beruf, wie willst du denn auf Dauer alleine klarkommen?«

Wenn Helga wüsste. Vivien hatte nicht nur keinen richtigen Beruf, sondern war in letzter Zeit auch noch wiederholt beim Stehlen erwischt worden. Kleptomanische Phasen hatte sie schon seit ihrer Teeniezeit. Aber niemand wusste davon – und

außerdem hatte man sie noch nie so oft erwischt wie in der letzten Zeit. Sie war deshalb zu einhundert Stunden gemeinnütziger Arbeit und einer Therapie verdonnert worden. Vivien war am absoluten Tiefpunkt. Wieder einmal.

»Außerdem kannst du ja nicht ewig bei Susanne wohnen«, meinte Helga. Das stimmte. Durch den überhasteten Auszug bei Robert und ihre finanzielle Schieflage war Vivien keine andere Möglichkeit geblieben, als vorübergehend zu ihrer Cousine nach Oestrich-Winkel zu ziehen. In ein stickiges Kellerzimmer, das Susanne enthusiastisch als »Souterrain-Gästewohnung« bezeichnete.

»Bist du noch da? ☺«, tippte Robert.

»Denk auch mal an uns, du bist unsere einzige Tochter, und wir hätten gerne Enkelkinder«, fuhr Helga fort.

»NEIN!«, tippte Vivien.

»Wiederhören, Mama«, sagte sie ins Telefon.

»Verstehe«, war Helga noch zu hören, dann schaltete Vivien Handy und Tablet ab und stopfte beides in ihre Handtasche zurück. Auf ihrem Schoß lag immer noch die aufgeschlagene Frauenzeitschrift. Sie schloss kurz die Augen, dann schaute sie auf die Uhr. Seit zwanzig Minuten wartete sie auf ihren Therapeuten. Das war zwar unüblich bei Herrn Friede, aber Vivien hatte es nicht eilig. Zu Hause erwartete sie nur ihr Kellerloch und der schlecht bezahlte Aushilfsjob, bei dem ihr zweimal täglich telefonisch Stichpunkte diktiert wurden, die sie dann in ausformulierte Briefe verwandeln und per E-Mail versenden musste. Wegen des problematischen WLAN-Empfangs im »Souterrain« sah das so aus, dass sie den Laptop

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

am ausgestreckten Arm aus dem Kellerfenster hielt und bereute, ihr Studium abgebrochen zu haben. Aber all das war ihr ansonsten besorgniserregend egal. Sie war ohnehin sehr gleichgültig geworden. Solange sie ihre Antidepressiva hatte, war sie zufrieden. Und zwar nicht den rezeptfreien, anti-autoritären Pflanzenmist, den man ihr in der Apotheke ans Herz gelegt hatte, sondern die ordentlichen Pillen, die von denen man fröhlich hüpfende, bunte Farbtupfen sieht. Die Psychotherapie hielt sie für Humbug, aber die Pillen waren ein guter Nebeneffekt. Vivien erzählte ihrem Therapeuten immer genau so viel, wie nötig war, um **REGELMÄßIG** ein neues Rezept zu kommen. Bisher hatte Herr Friede nichts bemerkt und ihr jedes Mal eins ausgestellt.

»Leute ...«, sagte Lea.

»Habt ihr noch andre Themen?«, fragte Redaktionsleiter Klaus und zwirbelte sich den Bart, wie immer wenn er unschlüssig war.

»Ich hätt noch den jährlichen Schultüten-Bastel-Tag für Mütter und Kinder in ... äh, Dingens, Finthen, oder irgendwo, muss ich nachgucken«, sagte Steffen, der Lea am Konferenztisch gegenüber saß.

»Leute!« Lea trommelte mit der flachen Hand auf die Tischplatte.

»Schultüten? Niedlich. Mach ´nen Neunzigsekünder draus. Noch was? Die Sendung übermorgen ist noch fast leer.«

»Wie wär´s mit der Kürbis-Hertha?«, sagte Udo, der Aufnahmeleiter. »Sie hat wieder den größten gezüchtet. Außerdem isse grad hundert geworden. Also doppelt ein Thema, hä, was meint ihr?«

»Leuteeeee!« Lea wurde ungeduldiger.

»Joaaa, müsst man halt nach Ginsheim raus zum Drehen dann.« Klaus zwirbelte sich immer noch den Bart.

»Dafür gibt´s bei der Kürbis-Hertha immer den guten Selbstgebrannten«, sagte Steffen.

»Hast recht.«

»LEUTE!«

»Lea, mein Gott, was ist denn los?«, fragte Klaus.

»Leute, ihr vergesst das wichtigste Thema: Morgen wird über die Klage gegen die Landesregierung verhandelt, wo es um die Sache mit der ...«

Klaus schüttelte den Kopf.

»Was denn?« Lea fuhr herum.

»Nein.«

»Warum?«

»Weil's keiner sehen will.«

»Aber euer spießiges Mutti-Kind-Gebastel schon, oder was?«

Klaus blickte Lea an.

»O Gott, jetzt geht das wieder los.« Steffen ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Warum müssen wir dir jeden Tag dasselbe erklären, Lea?«

Klaus hörte auf zu zwirbeln. »Steffen, willst du?«

»Meinetwegen«, sagte Steffen. Dann begann er mit monotoner Stimme zu sprechen, als würde ein Vierjähriger ein Gedicht aufsagen. »Wir sind ein regionales Mittagmagazin. Ein solches Format *unterhält*, es *informiert* nicht. Klaus hat Angst, dass du uns mit deinem Krawall-Journalismus die lieben Mamis und Rentner verstörst.«

»Kra..., was? Ich will doch nur ...«

»Du kennst doch unsere Auswahlfaktoren, Lea«, sagte Klaus.

»Baby-Tiere, Kinder, lebensfrohe Rentner plus Servicethemen wie ...«

»... Diät-Kram, Produktvergleiche *teuer gegen billig* und Haushaltstipps, ich weiß«, vervollständigte Lea den Satz, bemüht um eine sachliche Stimmlage. Heute durfte sie auf keinen Fall wieder türknallend die Redaktionskonferenz

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

verlassen. Man hatte sie wegen einiger solcher Vorfälle ohnehin schon auf dem Kieker. »Aber habt ihr schon mal was von *informativer Unterhaltung* gehört? Man muss sich immer nur den richtigen Ansatz überlegen, wie man die Leute ...«

»Ach, hör doch auf mit diesem möchtegern-intellektuellen Quatsch«, unterbrach Steffen sie und warf sich ein Gummibärchen in den Mund.

»Lea, es ist zwar nett von dir, dass du dich so engagierst«, mischte Klaus sich ein, »aber als Moderatorin musst du dir um die Themen gar nicht so viele Gedanken machen, weißte? Wie wär's denn, wenn du dich einfach darauf konzentrierst, die Beiträge in der Sendung schön zu präsentieren, hm?«

»Was soll das denn jetzt heißen?« Leas Miene wurde finster. »Schön präsentieren? Ich soll nett aussehen und den Leuten eure Beiträge verkaufen, aber habe kein Mitspracherecht, oder was?«

»Jap«, sagte Steffen.

»Wa...?« Lea stand so abrupt vom Tisch auf, dass der Stuhl hinter ihr zu Boden krachte. »Sogar Udo darf hier mitreden, und der ist von der Produktion! Aber ich hab nix zu melden? Wollt ihr mich verarschen?«

»Lea, jetzt raste bitte nicht wieder aus ...«, sagte Klaus. »Ich meine doch nur, dass ...«

»Ich bin hier die Einzige, die sich Gedanken um ordentliche Inhalte macht, und ihr missbraucht mich als so 'ne Art Lottofee mit mehr Text?« Lea hastete durch den Konferenzraum zur Tür. »Und der Text ist auch noch beschissen, weil ihr ein minderbemittelter Sauhaufen seid,

dem die grauen Zellen mit dem ganzen Selbstgebrannten davongeschwommen sind!«

Lea rauschte nach draußen und knallte die Tür hinter sich zu. Mit großen Schritten stampfte sie durch den Flur zu dem kleinen Stehtisch neben dem Kaffeeautomaten und schmiss ihre Tasche darauf. Am liebsten hätte sie die sauber aufgestapelten Kaffeetassen neben dem Automaten eine nach der anderen an die Wand geschmettert. Sie durchwühlte ihre Handtasche nach dem Autoschlüssel. Als sie ihn nicht sofort fand, kippte sie den Tascheninhalt auf den Stehtisch, dabei rollten Blackberry und Haarbürste vom Tisch und krachten zu Boden.

»Ohhhhh Mann!« Lea bückte sich nach ihren Utensilien. Die gegenüberliegende Bürotür flog auf, und Sonja, Leas ältere Kollegin aus dem Sekretariat, trat mitsamt ihrem klassischen Vorwurfesicht auf den Flur. Blitzschnell schloss sie die Tür hinter sich.

»Lea, ich hab hier drin ein Praktikanten-Bewerbungsgespräch«, zischelte sie. »Was ist denn schon wieder los? Wäre es vielleicht möglich, dass du nicht im Flur herumrandalierst, solange fremde Menschen im Haus sind?«

»Ich hab doch gar nicht ...«, setzte Lea zu ihrer Verteidigung an, aber Sonja war so schnell wieder in ihrem Büro verschwunden, wie sie aufgetaucht war. Lea seufzte. Im gesamten Kollegenkreis war sie mittlerweile als Zicke und Furie verschrien. Steffen hatte sie in der letzten Woche sogar als »*emotional labil*« und »*typisches Mädchen*« bezeichnet. Das würde nach einer Grundsatzdiskussion über Sexismus

schreien, wenn überhaupt noch jemand dazu bereit wäre, ihr zuzuhören. Man warf ihr vor, durch ihre ständigen Wutausbrüche die „Abläufe im Team“ zu stören. Dabei wollte sie nur politisch oder gesellschaftlich relevante Inhalte in die Sendung bringen. Vielleicht auch nicht ganz uneigennützig – streng genommen sah sie ihre Sendung als Mittel zum Zweck, um ihr langfristiges Ziel zu erreichen, als Sprungbrett in die Redaktion eines Politmagazins oder sogar der Nachrichten. Und wie sollte man dort schon auf sie aufmerksam werden, wenn sie nur über neue Zwillingssfretchen im Wildpark berichten durfte? Im Augenblick allerdings waren ihr langfristiges Ziel und sogar ihr aktueller Job akut gefährdet: Einen Tag zuvor hatte Lea einen förmlich zugestellten Brief mit Vorladung zum Chef erhalten. Dass man sie bei diesem Termin kündigen wollte, musste ihr niemand erklären. Sie hatte aber den Entschluss gefasst, das Ruder noch einmal herumzureißen. Ab sofort wollte Lea die Kollegen mit einer völlig neuen Persönlichkeit überraschen: sachlich, souverän, professionell. Dass sie ausgerechnet von einer Horde versoffener Lokaljournalisten ernst genommen werden wollte, war ohnehin paradox. Im Grunde genommen konnte es ihr egal sein, was sie von ihr dachten. Sie würde sie mit dem Konzept ihrer neuen Persönlichkeit an der Nase herumführen. Nur hatte das neue Konzept noch nicht mal fünf Minuten des ersten Arbeitstages überstanden. Es war nicht mehr allzu viel Zeit bis zum Vorladungstermin – bis ihr Chef in zwei Wochen vom Urlaub zurück war, musste Lea eine Verbesserung vorzuweisen haben. Post-it an linke Gehirnhälfte: Kollegen

als minderbemittelten Sauhaufen zu bezeichnen könnte dem aktuellen Plan etwas abträglich sein. Zum Glück bekam sie ab sofort Hilfe: Sie hatte sich, unmittelbar nachdem sie den Brief erhalten hatte, zu einer Wut-Therapie angemeldet. Genauer gesagt, hatte sie durch penetrantes Diskutieren am Telefon ein Erstgespräch für den nächsten Tag erzwungen. Ein paar Expertentipps zum Lockerbleiben konnten nicht schaden. Zudem sollte die Therapie ihrem Chef signalisieren, dass sie ihr Problem erkannt hatte und bereit war, daran zu arbeiten. Bei so viel Einsicht und Eigeninitiative wäre eine Kündigung schlicht unmenschlich. Soweit der Plan. Lea hielt ihn für ziemlich ausgefeilt. Und etwas durchtrieben. Erster Therapietermin war heute in ihrer Pause zwischen Redaktionskonferenz und Maske.

Lea warf einen Blick über den Flur zur verschlossenen Tür des Konferenzraumes. Dann ging sie.

Zehn Minuten später fuhr sie durch den prunkvollen Teil der Mainzer Oberstadt. Pompöse Ein- und Mehrfamilienhäuser mit polierten BMWs in der Einfahrt und fachmännisch gestalteten Feng-Shui-Gärten auf der Rückseite. Die Buddhas hinter dem Haus sollten vermutlich den Stress ausgleichen, den das Heranschaffen der ganzen Statussymbole davor und des Hauses selbst mit sich brachte. Die Menschen waren eben wahnsinnig. Deshalb war Psychotherapie wohl auch so eine ertragreiche Sache, und der Therapeut Herr Friede konnte sich eine solche Wohngegend leisten. Hoffentlich beherrschte er sein Handwerk. Lea hatte bisher nur einmal mit einem Therapeuten gesprochen, damals in der

schulpsychologischen Beratungsstunde, aber selbst ihr Dönermann hatte bessere Tipps und Weisheiten parat gehabt. Sie erreichte endlich ein Haus, das zwar zu viel Sandstein und zu viel Klinker, aber die richtige Nummer hatte. An der Vorderseite war ein Metallschild angebracht:

Dr. Torsten Friede

Ärztlicher Psychotherapeut

Patienteneingang um die Ecke

Lea stieg aus dem Auto und betrat einen Kiesweg, der sich neben dem Haus durch die Reste einer einst ordentlich angelegten Strauch- und Buschlandschaft im möglicherweise einzigen Garten des Viertels schlängelte, der ohne Buddha auskommen musste. An der Hinterseite des Hauses fungierte ein Mischling aus Wintergarten und Holzanbau laut weiterem Metallschild als *Wartezimmer*. Als sie eintrat, fiel ihr Blick auf eine bereits anwesende Patientin, die unter einer Kunstpalme saß und gleichgültig in einer Frauenzeitschrift blätterte. Sie erinnerte Lea an eine Elfenkönigin aus einem Fantasy-Epos – mit welligem hellblondem Haar und einem zerbrechlich, beinahe kindlich wirkenden Körperbau. Sie blickte nicht auf, als Lea laut »Tach!« sagte.

»Hm«, gab sie geistesabwesend von sich.

Das Wartezimmer war klein und von der Anzahl der Sitzgelegenheiten nicht für mehrere Patienten ausgerichtet. Neben der Palme und der Elfenkönigin gab es noch einen weiteren Stuhl, gegenüber stand eine hölzerne, lehnenlose

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Sitzbank, vermutlich eher Dekoration. Lea entschied sich für die Bank, so weit wie möglich von der anderen Patientin entfernt. Sie nahm Platz, räusperte sich hörbar und schaute argwöhnisch zu der anderen Patientin hinüber. Sollte die jetzt auch noch vor ihr dran kommen? Ein Therapietermin dauerte fünfzig Minuten, das wusste Lea vom telefonischen Vorgespräch. Was dachte sich dieser Dr. Friede eigentlich, wie viel Zeit sie mitgebracht hatte? Wut stieg wieder in ihr auf, und nach dem Räuspern seufzte sie hörbar laut und vorwurfsvoll. Die andere Patientin schien das nicht weiter zu bemerken. Stoisch las sie in ihrer Zeitschrift. Was die wohl für ein Problem hatte? Diät-Keks-Rezepte in Frauenzeitschriften zu kompliziert zum Nachbacken? Vielleicht schluckte sie auch einfach zu viele Antidepressiva. Das würde ihre Gleichgültigkeit erklären.

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

»Schatz, du hast dein Frühstücksbrot vergessen.« Tine riss schwungvoll die Tür zu Thomas` Büro auf. »Und die kleine Überraschungstüte erst nach dem ...«

Abrupt blieb sie stehen und blickte in vier Gesichter, die alle denselben Ausdruck zeigten: eine Mischung aus Erstaunen und Missmut. Ihr Freund Thomas saß mit seinem Chef und zwei Kollegen in der kleinen Besprechungsecke neben seinem Schreibtisch.

»Oh!« Tine fuhr sich durch die Haare. »'tschuldigung. Ich wusste nicht, dass ihr eine Konferenz habt oder so was?«

Thomas räusperte sich und setzte zum Sprechen an.

»Ich leg's hierhin, ja?«, sagte Tine schnell und platzierte Thomas` Frühstückstüte umständlich auf einem halb hohen Sideboard neben der Tür. »Rufst du mich später an?« Sie wandte sich zum Gehen. Thomas atmete ein und setzte zu einer verzögerten Antwort an.

»Ach nee, lass mal.« Tine fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum. »Musst nicht anrufen. Ich warte einfach draußen, bis du deine Pause machst, okay? Ich sitze einfach vor deinem Büro. Also das heißt nicht, dass du dich beeilen musst! Äh, redet in Ruhe weiter, so lange ihr wollt. Also nicht, dass das nicht sowieso selbstverständlich wäre. Ich will ja nicht stören. Also, äh, ich bin, äh, draußen.«

Viel zu laut fiel die Tür hinter ihr ins Schloss. Dann stand sie im Foyer. Was war da gerade passiert? Keiner der

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Anwesenden hatte etwas zu ihr gesagt, sie hatte sich ohne jegliches Zutun irgendeines Gesprächspartners um Kopf und Kragen geredet. Das war eine ihrer Spezialitäten, wenn sie unsicher war. Und das war sie in Thomas' Anwesenheit in letzter Zeit immer öfter. Irgendetwas stimmte nicht. Tine ging steif zu einer kleinen Sitzgruppe im Foyer, die für wartende Kunden vorgesehen war, und ließ sich auf einen der Stühle fallen. *Wie Sie in der Beziehung das Feuer wieder entfachen*, versprach eine der Frauenzeitschriften auf dem Foyertisch in fünf einfachen Schritten aufzuzeigen. Tine schlug die Seite auf.

»Wenn das Feuer zu erlöschen droht, müssen Sie schnell handeln und eine einzige, wichtige Sache für Ihre Beziehung tun: Gar nichts. Konzentrieren Sie sich auf sich selbst. Richten Sie den Fokus auf Ihre eigenen Interessen. Nichts wirkt so anziehend auf einen Mann wie eine Frau, die zielsicher ihren eigenen Weg verfolgt. Unabhängig von ihm.«

Tine legte die Zeitschrift zurück. Immer dasselbe Märchen vom Jagdinstinkt der Männer, der von einem Minimum an weiblicher Fürsorge chronisch unterfordert würde. Wieso sollten *alle* Menschen Egoisten sein und sich selbst an erste Stelle setzen? Außerdem gab es bei Tine nichts, auf das sie sich konzentrieren konnte. Sie sah sich nicht als Menschen, auf den man den Fokus richtet, sie war eher schlicht. Vom Gemüt, vom Aussehen, ihr ganzes Leben war schlicht. Sie

hatte auch schlicht keine Lust dazu, *zielsicher* irgendeinen Weg zu verfolgen oder sich zu einem Alibi-Hobby zu zwingen, um dabei stundenlang nicht erreichbar zu sein – das mache eine Frau „interessanter“, hatte ein anderer Ratgeber empfohlen. Spielchen waren ihr zuwider. Vielmehr wollte sie unverhohlen ihre ganze Energie auf ihre Beziehung ausrichten. Immer wenn es einen Mann an ihrer Seite gab, hatte endlich alles einen Sinn. Ihr ganzes Dasein einen Zweck. So war es jahrelang mit Lars gewesen – bis er sie für einen Urlaubsflirt verlassen hatte. Und so war es nun seit sechs Monaten mit Thomas. Diesmal durfte es nicht schiefgehen, noch so ein schmerzliches Beziehungsende würde Tine nicht verkraften.

»Tine, was war das eben grade?«, hörte sie Thomas' Stimme und schreckte hoch.

»Was war was?« Tine spürte, dass ihre Lippen zitterten, als sie versuchte zu lächeln. Thomas' Zornesfalte über der Nase ließ vermuten, dass er entweder wütend oder nachdenklich war. Momentan wahrscheinlich beides.

»Du weißt, dass wir jeden Mittwoch ein Klinikleitungs-Meeting haben.« Thomas setzte sich Tine gegenüber.

»Tommy, es tut mir wirklich leid, dass ich euch gestört habe, wirklich, wirklich leid!« Tine streckte die Arme über den kleinen Tisch, um Thomas' Hand zu fassen. »Sei mir bitte nicht böse!«

»Ich bin nicht böse.« Thomas tätschelte kurz Tines Hände und ließ sie dann wieder los. »Nicht weil du ins Meeting geplatzt bist. Zumindest ist es nicht das eigentliche Problem.«

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

»Was? Es gibt ein Problem?« Tine nestelte nervös an ihrer Haarspange herum.

»Ich wollte schon länger mit dir sprechen«, antwortete Thomas, »zum Beispiel die Frühstückstüte. Es ist ... du ... also ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, weil es eigentlich sehr nett von dir ist, aber es ist ...« Er seufzte. »Es ist einfach zu viel.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, dass ich mich selbst um meine Dinge kümmern kann, Tine. Du musst mir kein Essen machen, meine Wohnung putzen oder meine Wäsche sortieren.«

»Ich weiß doch, dass du das kannst.« Tine lachte nervös auf.

»Aber jetzt hast du eben mich, um dir diesen Kram aus dem Weg zu räumen. So hast du mehr Zeit für deinen Job und mich! Freust du dich nicht, dass ich das alles für dich tue?«

»Doch Tine, glaub mir. Aber ich habe eben ein ungutes Gefühl dabei. Was ist denn mit dir? Willst du dich nicht auch mal um deine Karriere kümmern?«

Nein. Wie denn auch? Wegen ihrer Prüfungsangst hatte Tine weder das Abitur gemacht noch eine Berufsausbildung abgeschlossen. Nach einem freiwilligen sozialen Jahr beim Rettungsdienst hatte man sie auf der Wache zwar trotzdem angestellt, aber nur als Hilfskraft. Um welche Karriere sollte sie sich also kümmern?

»Du bist mir eben wichtiger als mein Beruf«, sagte Tine.

»Siehst du, Tine, das klingt schön, und trotzdem fühlt es sich für mich falsch an. Du bist wirklich toll, und ich kann dir für nichts einen Vorwurf machen. Aber ich weiß einfach nicht, ob

wir zusammenpassen. Lass uns mal eine kleine Beziehungspause machen.«

»Was?« Tine wusste, was *Pause* bedeutete. Eine *Pause* hatte damals auch Lars vorgeschlagen. Nachdem die von ihm verlangten drei Wochen um waren, hatte er sich nicht mehr gemeldet und all ihre Versuche ignoriert, mit ihm in Kontakt zu treten. Im Nachhinein war aufgefliegen, dass er zu dieser Zeit bereits mit seiner neuen Freundin zusammengewohnt hatte. Und das obwohl er mit Tine nie zusammenziehen wollte. Der Schmerz darüber kam nun wieder an die Oberfläche. »Wie kommst du denn darauf, dass wir nicht zusammenpassen? Wir haben uns noch nie gestritten, Thomas! Noch nie!«

»Genau da liegt das Problem. Wir haben noch nie gestritten, weil du nie etwas an mir auszusetzen hast. Und wenn ich etwas an dir auszusetzen habe, bemühst du dich sofort, alles zu ändern. Weißt du was? Ich würde gerne mal mit dir streiten, Tine! Das würde nämlich zeigen, dass du einen eigenen Kopf hast. Ich weiß nicht, was du denkst oder was für Ansprüche du an diese Beziehung hast, weil du es nicht sagst. Ich weiß noch nicht mal, wann und ob es dir gut geht.«

»Mir geht es gut, wenn es dir gut geht.« Tine drückte Thomas Hand. Kalter Schweiß ließ die sorgsam ausgewählte, geblünte Bluse an ihrer Haut kleben. Thomas zog seine Hand aus ihrer Umklammerung und hob sie in die Luft.

»Das ist ja genau mein Problem! Lass mich mal eine Zeit lang nachdenken, Tine. Ich melde mich bei dir, okay?«

Eine halbe Stunde später stieg Tine aus der Straßenbahn. Wie in Trance ging sie den üblichen Weg über die Straße und durch den Garten zum Wartezimmer ihres Therapeuten Herrn Friede. Alle paar Minuten entschuldigte sie sich auf Thomas' Mailbox für Dinge, von denen sie gar nicht wusste, ob sie sie getan hatte. Nur mal so, zur Sicherheit. Sie wusste genau, wie die Therapiesitzung heute ablaufen würde. Herr Friede würde sie fragen, wie sie sich mit der neuen Situation fühlte. Traurig, würde sie antworten, ängstlich und haltlos. Dann würden sie darüber sprechen, warum sie sich immer dann besonders ängstlich und haltlos fühlte, wenn sie nicht in einer Beziehung war. Davon wiederum würden sie auf ihre Schüchternheit, die Nervosität im Umgang mit Menschen und ihre ständige Angst, sich falsch zu verhalten, kommen. Alles Auslöser für ihr Hauptproblem: die Prüfungsangst. In der Theorie hatte sie diese Themen mit Herrn Friede und mit einigen anderen Therapeuten bereits zur Genüge beackert. »*Austherapiert*« hatte Herr Friede sie schon mehrmals genannt, aber sie war trotzdem immer wieder gekommen. Sie hatte sich nämlich nicht *austherapiert* gefühlt. Zumindest nicht so, als könne sie allein in der Welt zurechtkommen. Und das müsste schließlich das Ziel einer Therapie sein, oder nicht? Tine betrat das Wartezimmer und hielt inne – es war schon jemand da. Direkt neben der Tür, auf der Holzbank, die, wie Tine wusste, Herr Friede mühevoll restauriert und nur zu Dekozwecken aufgebaut hatte, saß eine Frau mit feuerroten

Locken und verschränkten Armen, die durch die Glasfront nach draußen blickte.

»Morgen!«, sagte die Rothaarige. Dann zog sie einen Blackberry aus ihrer Handtasche und begann darauf einzutippen. Auf dem Klappstuhl unter der Kunstpalme, sonst Tines Platz, saß eine blasse, zierliche Blondine und blätterte in einer Zeitschrift. Sie sagte nichts und blickte auch nicht auf. Tine erwiderte den Gruß der Rothaarigen mit einem zaghaften »Hallo«, schloss die Tür hinter sich und blieb verunsichert stehen. Dass ein anderer Patient, geschweige denn mehrere, im Wartezimmer anwesend waren, war noch nie vorgekommen. Durfte es auch nicht, wie Tine wusste. Da sie aus einer traditionsreichen Psychotherapeuten-Dynastie kam, hatte sie früh mitbekommen, dass die Identität der Patienten zu schützen war. Das hatte in der Praxis ihrer Eltern nur ein einziges Mal nicht funktioniert: Direkt unter Tines Kinderzimmerfenster waren sich ein amtierender Mainzer Faschingsprinz und ein bekannter Star-Büttenredner begegnet und aus Verlegenheit über die Situation nach dem üblichen Smalltalk in eine gepflegte Prügelei übergegangen. Die meisten Psychologen hatten deshalb Wartezimmer und Ausgang auf verschiedenen Seiten der Praxis, so war auch die Aufteilung bei Herrn Friede. Aus irgendeinem Grund war es heute allerdings zu einem Patientenstau im Wartezimmer gekommen. Tine hätte die anderen Patientinnen gern gefragt, ob sie mehr wussten, traute sich aber nicht, die anonyme Stille zu durchbrechen. Sie setzte sich auf den letzten freien Platz und blickte verstohlen zu den anderen beiden. Die eine starrte

so stoisch in ihre Zeitschrift, als hätte sie mit der ganzen Welt nichts am Hut, die andere hackte so manisch auf ihren Blackberry ein, als müsste sie die ganze Welt koordinieren. Und dazwischen sie, Tine, das gestörte Mauerblümchen. Warum die beiden wohl in Therapie waren? Die Rothaarige wirkte wie eine Businessfrau, die gerade dabei war, ordentlich Karriere zu machen. Wahrscheinlich irgendein trendy Stressbewältigungsproblem. Oder irgendwas mit unterdrückter Aggression. Die andere, möglicherweise ein Model, vielleicht auch Theaterschauspielerin oder Künstlerin, der die Männer scharenweise zu Füßen lagen, wirkte gebrochen. Depression wahrscheinlich. Obendrauf vielleicht noch was zwanghaft Neurotisches. Und ein paar Süchte: Alkohol, Zigaretten, Psychopharmaka. Wie es sich für eine Diva eben gehörte. Auf alle Fälle vermutete Tine bei den beiden anderen eher Kleinigkeiten im Vergleich zu ihr. Neben Frauen wie diesen fühlte sie sich immer unzulänglich. Eine Außenseiterin wie eh und je. Sie schaute auf die Uhr. Ihre Sitzung sollte in zehn Minuten beginnen, und die beiden anderen waren vermutlich noch vor ihr dran. Oder waren sie aus einem ganz anderen Grund hier? Ein Test, den Herr Dr. Friede für Tine organisiert hatte? Manchmal hatte er seltsame Therapieansätze. Vielleicht wollte er wissen, wie lange sie für die Überwindung brauchte, die unbekanntes Frauen anzusprechen? So oder so, irgendwas stimmte nicht, und sie musste die beiden fragen. Nervös nestelte sie an ihrer Tasche herum. Dann begann die Rothaarige zu sprechen.

»Dauert das immer so lange hier?«

»Nein! Eigentlich nie!« Tine war erleichtert. Es gab ein Gespräch, aber sie hatte es nicht eröffnen müssen.

»Normalerweise sitzt auch nie jemand im Wartezimmer außer mir. Also außer dann, wenn ich keinen Termin hab natürlich! Dann sitzt wohl jemand anders hier. Aber der sitzt dann auch alleine hier, so hab ich's gemeint. Also so wie jetzt, also mit so vielen Leuten hier drin, das ist nicht normal. Ich heiße Tine!«

»Aha!« Die Rothaarige schien irritiert. Wie die meisten Leute, die erstmals auf Tine trafen. »Lea«, sagte sie knapp.

»Vivien«, murmelte die Blonde, ohne aufzuschauen. Sie hatte überhaupt noch kein einziges Mal von ihrer Zeitschrift aufgeblickt.

Lea wandte sich ihr zu. »Entschuldigung, weißt du vielleicht mehr?«

»Nö.« Wieder blickte sie nicht auf. »Ist mir auch egal.«

Lea räusperte sich und sah auf ihre Armbanduhr. »Also ich sitze jetzt seit einer guten halben Stunde hier.«

»Ich seit zehn Minuten«, sagte Tine.

»Weiß ich doch.« Lea wandte sich wieder der anderen Patientin zu. »Und du? Wie lange bist du schon hier?«

Vivien blickte zwar auf ihre Uhr, hob aber gleichzeitig die Schultern. »Keine Ahnung.«

Lea hob eine Augenbraue. »Lass mich raten: Ist dir auch egal.«

»Korrekt.«

Es folgte eine angespannte Stille. »Also, das ist mein erster Termin bei Herrn Friede, und es läuft absolut inakzeptabel«, sagte Lea. »Ich sollte mir vielleicht einen Therapeuten suchen, der meine Zeit mehr respektiert.«

»Nein, Sie dürfen da nicht so vorschnell sein.« Tine hatte vergessen Luft zu holen und sprach mit erstickter Stimme.

»Ich denke, heute stimmt irgendwas nicht.«

»Ach ja?«, fragte Lea.

»Das ist ungewöhnlich, dass mehrere Patienten aufeinandertreffen, außerdem ist er normalerweise immer gleich da, es dauert immer höchstens ...«

»Ich schau mal nach«, unterbrach Lea. Sie stand auf und zeigte auf die Tür neben ihrer Sitzbank. »Hier geht's doch zum Behandlungszimmer, oder nicht?«

»Ja! Nein!« Tine schüttelte heftig den Kopf. Lea fuhr herum und schaute sie an. »Also ja, hier geht's zum Behandlungszimmer. Aber Sie können ja nicht einfach so reingehen!«

»Na ja, also wenn das alles so ungewöhnlich ist, was hier grade passiert, können wir doch mal schauen, woran es liegt.« Lea legte das Ohr an die Tür und lauschte. »Also hören kann ich schon mal überhaupt nichts.«

»Das ist auch ein riesiges Zimmer, und man sitzt ganz hinten«, erklärte Tine. »Sogar in einer Nische drin, und es gibt viele Teppiche und Pflanzen, die den Schall dämpfen können, und außerdem spricht Herr Friede sehr leise, er ...«

»Ich hab's verstanden.« Lea deutete Tine mit einer erhobenen Hand an, still zu sein. Dann schlug sie mit der geschlossenen Faust lautstark an die Tür und hielt kurz inne. Nichts geschah.

»Kann es sein, dass er gar nicht da ist?«, fragte sie.

»Vielleicht hat er 'nen Tag Urlaub und uns vergessen?«

»Kann ich mir nicht vorstellen.« Tine blickte Lea mit großen Augen an. Lea drückte kurzerhand die Türklinke herunter. Tine hielt die Luft an. Die Tür ging nicht auf.

»Abgeschlossen.«

»Was?« Tine stand auf und ging auf die Tür zu. »Das ist ungewöhnlich.«

»Scheinbar ist heute alles ungewöhnlich.«

Jetzt blickte auch Vivien von ihrer Zeitschrift auf.

»Normalerweise ist die wirklich offen«, sagte sie. »Herr Friede kommt immer durch diese Tür, wenn er die Patienten abholt.«

Tine fasste an die Klinke und drückte sie ebenfalls herunter.

»Tatsächlich zu.«

»Was sollte das denn jetzt?« Lea blickte Tine an. »Wolltest du kontrollieren, ob sie wirklich zu ist? Glaubst du, ich bin zu doof, 'ne Türklinke zu bedienen?«

»Nein, ich ...«, sagte Tine. »'tschuldigung, ich wollte ...«

»Ich ruf mal in der Praxis an«, schlug Vivien vor, die als Einzige immer noch auf ihrem Platz saß. Lea und Tine drehten sich zu ihr um, während sie etwas auf ihr Smartphone eintippte und es schließlich ans Ohr hielt. »Wählt.«

Im gleichen Moment ertönte ein Telefonklingeln aus dem Behandlungszimmer.

»Also das Telefon geht«, stellte Tine fest. Dann sprang der Anrufbeantworter an:

»Hallo, lieber Anrufer der Psychotherapiepraxis Dr. Friede. Meine Praxis ist ab dem 21. Juni unwiderruflich geschlossen. Die Vertretung übernimmt Dr. Daniel Obermayer, Sie erreichen ihn unter der ...«

»Habt ihr das gehört?«, fragte Lea.

»Pst ...«, sagte Tine und hielt das Ohr an die Tür, um die Ansage besser hören zu können.

»... kann Ihre Nachrichten leider nicht mehr entgegennehmen. Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen und guten Tag.«

Dann piepte es. Vivien legte auf und steckte ihr Smartphone wieder in die Tasche. »Der einundzwanzigste Juni ist heute.«

»Also jetzt reicht's, wahrscheinlich hängt er gechillt auf dem Sofa rum. Ich geh jetzt zum Wohnhaus rüber und sag ihm meine Meinung.«

Lea ging ein paar Schritte zur Eingangstür des Wartezimmers, riss sie auf und hetzte die Stufen zum Garten nach unten.

»Gestern gibt er mir einen Termin, und heute schließt er seine Praxis? Keine Sau auf dieser Scheißkugel nimmt mich ernst, noch nicht mal mein Therapeut!«

»He, warte, ich komme mit.« Tine tippelte Lea hinterher, holte sie aber erst am Vordereingang des Klinkerhauses ein, als Lea unentschlossen auf zwei unterschiedliche, nicht beschriftete Klingelknöpfe neben der Haustür blickte. Kurzerhand drückt sie beide mehrmals hintereinander. Unmittelbar danach hämmerte sie mit den Fäusten lautstark an die Tür. »Hallo!«, rief sie.

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Aus dem Hausinnern hörte man ein kurzes Poltern, es folgten gleichmäßige, schnelle Schritte, als würde jemand eine Treppe herunterrennen. Noch während Lea zum zweiten Mal kräftig anklopfte, flog die Haustür auf.

»Ja?«, fragte eine strohblonde Frau mittleren Alters mit Wischmob und flauschigen Hausschuhen.

»Wo ist Dr. Friede?«, fragte Lea.

»Patienten bitte Eingang hinten gehen, ja? Ich bin Mimi, bin Putzfrau.« Die Dame lächelte freundlich und war im Begriff, die Tür wieder zu schließen.

»Halt, stop!«, rief Lea und trat mit einem Fuß in den Hausflur.

»Hinten ist er nicht. Ist er hier im Haus? Ich muss dringend mit ihm sprechen.«

»Nein, Dr. Friede ist heute Morgen in Praxis übergegangen.«

»Dort ist er aber nicht, hab ich doch gerade erklärt!« Leas Stimme steigerte sich zu einem lauten Kreischen.

»Schreien Sie mich nicht, liebe Frau«, antwortete Mimi und stellte in aller Ruhe den Wischmob neben der Tür ab. »Ich merke, Sie habe große Probläm, Sie müsse mehr Geduld, ja? Herr Friede kann helfe, bald wieder gut, ja? Warten kurz, ich komme hinten, ja?« Bevor sie im Hausinneren verschwand, tätschelte sie Leas Schulter. Lea blickte ihr irritiert nach.

»Jetzt werd ich schon ersatzweise von der Putzfrau therapiert. Kann der Tag noch besser werden?«

»Ich würd mich nicht drauf verlassen«, antwortete Tine, während Mimi zu den beiden nach draußen kam. Die flauschigen Hausschuhe hatte sie durch Stiefeletten ersetzt. Sie zog die Haustür von außen zu. Lea und Tine folgten ihr

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

über den bekannten Weg durch den Garten. Im Wartezimmer saß unverändert Vivien mit ihrer Zeitschrift.

»Gute Morge«, grüßte Mimi und ging an ihr vorbei zur Tür des Behandlungszimmers.

»Die ist zu«, sagte Tine, während Mimi die Klinke herunterdrückte.

»Hm.« Mimi zog einen Schlüsselbund aus ihrer Kitteltasche, schloss die Tür auf und wandte sich noch einmal an Lea: »Ich gehe für Ihnen gucke, liebe Frau.«

»Danke«, murmelte Lea, als Mimi bereits im Inneren des Behandlungszimmers verschwunden war. Es ertönte ein schriller Schrei.

Zweites Kapitel



»Unser Therapeut ist ein Psycho.«

»War«, korrigierte Vivien Lea.

»Was?«

»Er *war* ein Psycho.«

»Hm.«

Als die Putzfrau Herrn Dr. Friede erhängt über einem Stapel sorgfältig gefalteter Abschiedsbriefe gefunden hatte, war alles ganz schnell gegangen. Die Polizei und ein Kriseninterventionsteam waren angerückt, es wurde sehr viel Absperrband verbraucht, und die drei Frauen waren von mehreren uniformierten Menschen befragt worden. Den ersten Schock hatten sie überwunden und waren soeben im Warteraum der Polizeistation angekommen, wo sie sich für eine weitere Befragung bereithalten sollten.

»Tja, wieder ein Wartezimmer.« Lea blickte sich um. Der Warteraum war rundherum mit Stühlen und einem Tischlein mit zerlesenen Zeitschriften ausgestattet.

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

»Und diesmal im Amt.« Vivien ließ sich auf einen der staubigen Polsterstühle fallen. »Das kann dauern. Auch wenn alle am Leben bleiben.«

»Ich werde Jahre brauchen, um zu verarbeiten, dass mein Therapeut sich erhängt hat«, sagte Tine.

»Wenn hier einer was zu verarbeiten hat, dann ja wohl ich.« Lea war die Einzige gewesen, die Herrn Friede tot gesehen hatte. Sie war der Putzfrau wegen des Schreis gefolgt und hatte daraufhin die beiden anderen davon abgehalten, das Behandlungszimmer zu betreten.

»Du hast ihn vielleicht tot gesehen, aber du kanntest ihn nicht«, erwiderte Tine und nahm neben Vivien Platz. »Warum hat er das gemacht? Man bringt sich doch nicht so einfach um. Das tut man doch einfach nicht.«

»Hm.« Vivien durchsuchte den Zeitschriftenstapel.

»Vielleicht hatte er ja selbst psychische Probleme.«

»Sag ich doch, *Psycho*.« Lea setzte sich neben Tine.

»Vielleicht ist er ja deswegen Therapeut geworden. Ist doch so ein Klischee, dass man Psychologie studiert, weil man selbst einen an der Klatsche hat.«

»Ist kein Klischee.« Tine stellte ihren Rucksack vor dem Stuhl ab. »Meine komplette Familie – alles Therapeuten. Und entweder sind sie schon in Therapie oder hätten es bitter nötig.«

»O mein Gott!«, sagte Lea.

»Genau.«

»Kein Wunder, dass du selbst ´ne Therapie brauchst«, meinte Vivien.

»Aber da beißt sich doch die Schlange in den Schwanz«, sagte Lea.

»Die Katze.«

»Was?«

»Die Katze beißt sich in den Schwanz«, korrigierte Vivien.

»Ist mir doch egal, wer sich in den Schwanz beißt, ich will ja nur sagen: 'Da schließt sich der Kreis.'«

»Das hat Herr Friede auch gesagt«, bestätigte Tine. »Also dass ich Abstand von dem ganzen Therapie-Zeug brauche und deshalb auch gar nicht mehr zu ihm kommen soll.«

»Wieso bist du dann hingegangen?« Vivien hatte sich eine Zeitschrift ausgesucht und rutschte auf ihrem Stuhl zurück.

»Weil ich einfach nicht klarkomme.«

»Womit?«, fragte Lea.

»Mit der beschissenen Welt, schätz ich«, murmelte Vivien hinter ihrer Zeitschrift hervor. »Verständlich.«

»Nee, es ist nicht die Welt, ich bin's«, sagte Tine. »Ich und meine dämlichen Ängste.«

»Wovor hast du Angst?«, wollte Vivien wissen.

»Herzinfarkte, Schlaganfälle, bösartige Tumore, Seuchen, Autoimmunerkrankungen, Naturkatastrophen, Unfälle, Terroranschläge, Serienkiller, durch die Gegend fliegender Atommüll ... «

»Ist gut.« Vivien hob die Hand.

»Also Angst vorm Sterben?«, fragte Lea.

»Nicht nur«, antwortete Tine. »Aber wenn ich wüsste, dass ich mit hundert an Altersschwäche sterbe, wär schon alles einfacher. Dann könnte ich auch mal was riskieren. Abends

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

im Park joggen, Kuchen mit Industriezucker essen, eine Kreuzfahrt machen ...«

Lea riss die Augen auf. »Du traust dich nicht, mit ´nem Schiff zu fahren?«

»Also ich find das mit dem Kuchen krasser«, murmelte Vivien.

»Weißt du, was für ein furchtbarer Tod es ist, wenn ein Schiff sinkt und man stundenlang weiß, dass man bald stirbt?«

»Nee, du?«

»Geh doch einfach mal davon aus, dass du mit hundert an Altersschwäche stirbst«, sagte Vivien.

»Hm.«

»Also bist du hypochondrisch?«, fragte Lea.

»Ein bißchen. Und ich arbeite ausgerechnet beim Rettungsdienst, das bringt mich noch zusätzlich auf Ideen.«

Vivien kicherte.

»Aber es ist nicht nur die Hypochondrie«, fuhr Tine fort.

»Dazu kommen noch Panikattacken und Prüfungsangst. Deswegen konnte ich nie ´ne Ausbildung oder das Abi machen und hab nur einen Aushilfsjob. Echt toll, wenn man bald dreißig wird und noch bei seinen Eltern wohnt. Und seit heute bin ich auch noch Single.«

Vivien ließ ihre Zeitschrift sinken und blickte Tine an.

»Single sein ist eins der besten Dinge, die man tun kann«, sagte Lea. »Aber kein Job und noch bei den Eltern wohnen? Mein Gott, was hast du gemacht, seit du achtzehn bist?«

»Jetzt hack nicht auf mir rum, das machen meine Eltern schon oft genug! Ich hab eben versucht, die Probleme loszuwerden,

ich war ja in Therapie bei verschiedenen Spezialisten seit ich zehn bin und ...«

»Therapie ist einmal die Woche«, unterbrach Lea.

»Ja, aber dazwischen soll man ja die Dinge auch umsetzen.«

»Und das hat nicht geklappt?«

»Nee.«

Lea runzelte die Stirn.

»Was kann ich denn dafür?«

»Nichts. Aber vielleicht hat Herr Friede ja recht und du solltest nach zwanzig Jahren mal einsehen, dass Therapie nichts bringt.«

»Vielleicht.« Tine blickte ins Leere. »Aber wenn ich das einsehe, habe ich ja gar keine Perspektive mehr.«

»Stimmt, ist doof.«

Vivien räusperte sich. »Ich würd ja ´ne Runde Happy-Pillen schmeißen, aber ich hab keine mehr.«

»Hab ich´s doch gewusst.« Lea schlug sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel.

»Hä?« Vivien blickte auf.

»Na, ich hab von Anfang an gewusst, dass du Psychopharmaka schluckst.«

»Pfff. Und? Ein neues Rezept für meine Pillen war heute Morgen sogar der einzige Grund für mich, das Haus zu verlassen. Und jetzt hab ich keins. Nicht mein Tag, schätze ich.«

Tine verzog das Gesicht. »Jemand ist tot, und du denkst nur an deine Pillen?«

»Er wollte doch tot sein. Und ich wollte ein Rezept für Antidepressiva. Jetzt verrät mir mal bitte, für wen der Tag erfolgreicher war.«

»Und wofür brauchst du die Pillen?«, fragte Lea.

»Wofür braucht man denn landläufig Antidepressiva?« Vivien legte ihre Zeitschrift beiseite. »Ich hasse mein beschissenes Leben. Ich weiß aber auch nicht, was ich sonst will. Vielleicht bleibe ich einfach für immer in diesem gottverdammten Wartezimmer sitzen und lese die, was-ist-das-hier? Die 'Bild der Frau'. Vom letzten Jahr.«

»Oh«, sagte Tine. »Depressiv.«

»Nee«, sagte Vivien. »Desillusioniert.«

»Und warum?«, fragte Lea.

Vivien seufzte erneut. »Liebe Lea, liebe Tine, ich erzähle euch hier ja mehr, als ich Herrn Friede in fast zehn Sitzungen erzählt habe.«

»Macht nix«, sagte Lea. »Hat Unterhaltungswert. Lass die Kröte aus dem Sack.«

»Die Katze.«

»Was?«

»Es ist die Katze, die man aus dem Sack lässt.«

»Es ist immer die Katze.«

»Es ist meistens die Katze.«

»Na gut, dann lass sie jetzt raus.«

Vivien schaute auf den Boden. »Hmmm.« Als müsste sie mit sich selbst ringen, um die Energie aufzubringen, ihre Geschichte zu erzählen. »Na gut, ich sehe euch ja wahrscheinlich nie wieder. Ich fang mal optimistisch an, den

Tipp hab ich von Herrn Friede, Gott hab ihn selig. Außerdem sind Optimisten ja so beliebte Leute. Und Optimisten fangen immer mit der Haben-Seite an, also: Ich *habe* ein abgebrochenes Studium, ich *habe* einen Ehemann, der seine Luftfahrtingenieur-Kollegin vögelt, sich aber nicht von mir scheiden lassen will, ich *habe* eine Mutter, die mein Problem damit nicht versteht, ich *habe* eine Strafanzeige am Hals, und ich *habe* ein stinkendes Kellerzimmer bei meiner Cousine, einer ungekämmten Buddhisten-Hexe, die mich jeden Morgen zwingt, Entschlackungstee zu trinken.«

»Ihhhh.« Lea verzog das Gesicht.

»Entschlackungstee ist super«, sagte Tine.

»Du hast dir deine Depression echt verdient«, sagte Lea.

»Danke.«

»Und ich danke dir, Vivien«, sagte Tine.

»Wofür?«

»Es hilft mir, wenn´s anderen dreckig geht. Dann fühle ich mich nicht so alleine auf der Welt.«

»Gern geschehen. Wenn´s wenigstens einem hilft.«

»Erzähl deine Geschichte in den Therapie-Wartezimmern der Nation und lass die Psychos Geld in einen Hut werfen«, schlug Lea vor.

»Warum nicht. Ich hab gehört, Studienabbrecher müssen oft mit Hüten arbeiten.«

»So ist es.«

»Alles klar bei Ihnen?« Ein Polizeiinspektor mit buschigem Schnauzer, der die drei Frauen schon zur Polizeistation gefahren hatte, lehnte im Türrahmen.

»Ja«, sagte Vivien.

»Nee«, sagte Lea.

»Was jetzt?«

»Ich werde langsam nervös.« Lea deutete auf ihre Armbanduhr. »Ich muss in spätestens fünfzehn Minuten zur Arbeit. Wenn ihr mich noch verhören wollt, dann bitte jetzt.«

»Das wird nix.«

»Wie bitte?«

»Das wird nix.« Der Polizeiinspektor lehnte bewegungslos im Türrahmen.

»Muss aber! Meine Sendung fängt bald an, und ich hab vorher noch Maske. Wie gesagt, ihr habt noch fünfzehn Minuten, dann bin ich weg.«

»Frau Kronberger, Sie sind Zeugin in einem Todesfall. Sie dürfen die Wache nicht so einfach verlassen.«

»Ihr könnt mich doch hier nicht einsperren!« Leas Stimme wurde laut. »Es war jetzt eine halbe Stunde lang Zeit, mit mir zu sprechen, was kann ich denn dafür, wenn ihr das nicht auf die Kette kriegt?«

»Wir müssen uns an die Abläufe halten«, erwiderte der Polizeiinspektor. »Wir wissen noch nicht, wann die Verhöre stattfinden. Und wenn wir damit anfangen, ist sowieso zuerst Frau Hase dran.«

»Was? Warum das denn?«

»Weil sie im Alphabet vorne ist.«

»Aber das könnte man doch umstellen, wenn ich zur Arbeit muss, aber Frau Hase noch Zeit hat, oder?«

»Wir können doch nicht einfach so das Alphabet umstellen.«

Der Inspektor lehnte noch immer im Türrahmen.

»Ich meine doch auch gar nicht das Alphabet, Himmelherrgott noch mal!« Lea wurde noch lauter. »Ich meine die Reihenfolge! Das wäre doch ...«

»Halten Sie sich bitte einfach bereit, Frau Kronberger.« Er wandte sich zum Gehen.

»Ich sag's doch, Amt«, murmelte Vivien, die wieder ihre Zeitschrift vor sich ausgebreitet hatte.

»Soll das jetzt heißen, weil ihr keinen Plan habt, kann ich heute nicht zur Arbeit?« Lea stand auf, der Inspektor drehte sich noch einmal um. »Ist doch kein Wunder, dass es mit der Wirtschaft den Bach runtergeht! Einer stirbt, und drei können deswegen nicht zur Arbeit! Dann sind's schon vier, die den kompletten Tag nichts Produktives tun! Und von euch hier will ich gar nicht reden, ihr steht ja auch nur rum und guckt zu, was die *Abläufe* und das *Alphabet* so treiben.«

»Ich dachte, die Wirtschaft wäre gerade im Aufschwung?«, fragte Vivien.

»Dann liegt's aber nicht an dem Puff hier.« Lea warf sich ihre Tasche über die Schulter, bereit zum Gehen. »Ich bin jetzt jedenfalls weg.«

»Bitte machen Sie uns, in Ihrem eigenen Interesse, keinen Ärger.« Der Inspektor sprach in aller Ruhe. »Ich muss Sie darüber informieren, dass Sie sich strafbar machen, wenn Sie die Wache unerlaubt verlassen.«

»Hallo, Kollegin«, murmelte Vivien. »Bock auf 'ne Knast-Band?«

Lea holte Luft und blickte noch einmal (das noch einmal hiner Inspektor!) den Inspektor an, der wortlos im Türrahmen stehen blieb. Sie sagte nichts, atmete dafür aber betont laut aus.

»Komm, setz dich, Lea.« Tine deutete auf den Platz neben sich. Lea verschränkte die Arme und nahm Platz.

»Am besten rufen Sie in Ihrer Firma an und geben Bescheid«, sagte der Inspektor.

»Und was sage ich denen? *Mein Therapeut hat sich erhängt, ich bin Zeugin?* Macht ja ´nen super Eindruck.«

Vivien kicherte.

»Wär aber die Wahrheit, Frau Kronberger, wär die Wahrheit.«

Der Inspektor räusperte sich und fuhr sich durch den Schnauzer. »Ich kann auch für Sie anrufen und die Sachlage erklären, wenn das besser is, ne?«

»Um Gottes willen, nein! Wieso sollte es besser sein, wenn die Polizei bei meiner Firma anruft und erklärt, dass es ´nen Toten gab und ich mit drinhänge? Meine Kollegen halten mich sowieso schon für den Grund allen Übels der Welt.«

»Oh, das tut mir leid.« Der Inspektor sah ernsthaft betrübt aus.

»Muss es nicht.«

»Hm.«

Während Lea ihr Blackberry aus der Tasche zog und anfang, zu tippen, entfernte sich der Inspektor endgültig aus dem Türrahmen.

»Gott, bist du unentspannt«, sagte Vivien zu Lea.

»Immer noch besser, als im angeborenen Energiesparmodus festzustecken«, gab Lea zurück.

»Man müsste euch einfach mal kräftig durchmischen, dann wärt ihr beide normal«, sagte Tine.

»Egal, welchen Grund ich meinen Kollegen jetzt sage, sie werden glauben, dass es eine Retourkutsche ist«, murmelte Lea beim Tippen.

»Wieso das?«, fragte Tine.

»Gab heute Stress bei der Arbeit.«

»Was arbeitest du denn?«, wollte Vivien wissen.

»Ich bin Moderatorin und Redakteurin bei Rheinhessen TV. Wobei ... der redaktionelle Teil wurde mir grade aberkannt. Jetzt bin ich nur noch ein Requisit, das aufgehübscht vor die Kamera gestellt wird und seinen Text aufsagen soll.«

»Cool.« Vivien war beeindruckt.

Tine ebenfalls. »Moderatorin! Das ist doch mal ein aufregender Job!«

»Für gescheiterte Schauspieler und Ex-Big-Brother-Bewohner, ja.« Lea sah wieder auf ihr Blackberry, die E-Mail wurde versendet. Dann blickte sie auf. »Ich wollte mal Weltklasse-Journalistin werden. Jetzt berichte ich von Schildkröten, die in Mülltonnen überwintern, und drehe die Beiträge noch nicht mal selber.«

»Und deswegen gab's heute Stress?«, hakte Tine nach.

»Unter anderem.« Leas Blackberry fiepte auf ihrem Schoß.

»Das ging ja schnell.« Lea las vor: »*Kein Problem, Anja kann einspringen. Was? Ausgerechnet die dürre Anja mit dem Pferdegesicht von den Kurznachrichten?*«

»Sei doch froh, eben hattest du noch Angst, dass dir jemand was übel nehmen könnte.«

»Ich bin aber nicht froh.« Lea donnerte ihr Blackberry auf den Stuhl neben sich. »Die kommen offensichtlich jetzt schon ohne mich aus, die warten noch nicht mal, bis ich offiziell gekündigt bin!«

Vivien faltete ihre Zeitschrift zusammen und legte sie neben sich. »Jetzt steigt für mich auch der Unterhaltungswert.«

»Das freut mich ungemein.«

»Wieso gekündigt?«, fragte Tine.

Lea blickt noch mal zu der E-Mail auf ihrem Blackberry. »Bin mehrfach bei der Arbeit ausgerastet. Zu Recht natürlich, ich muss mit lauter sexistischen Vollposten ohne nennenswerte Arbeitsmoral zusammenarbeiten. Wenn ich deswegen aber mal sauer werde, heißt es, *ich* würde die Abläufe im Team stören! *Ich!* Stellt euch das mal vor! Deshalb wollte ich ja zu Herrn Friede. Muss ja irgendwie möglich sein, trotz allem souverän zu bleiben. Ich glaube, damit könnte ich sie am meisten ärgern. Und außerdem sollte es ´nen guten Eindruck bei meinem Chef machen.«

»Seit wann macht es einen guten Eindruck, wenn man ein Psycho ist?« Vivien schüttelte den Kopf. »Ich habe meine Therapie überall verheimlicht.«

»Kommt auf die Situation an, bei mir ...«

»Also ich finde es nicht okay, dass ihr ständig das Wort *Psycho* benutzt«, unterbrach Tine sie. »Man wird ja mit psychischen Krankheiten sowieso schon an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Da muss man nicht auch noch diskriminiert werden.«

»Hab ich dich damit tatsächlich diskriminiert?«, fragte Vivien.

»Ja.«

»Hm.« Vivien dachte nach. »Frauen werden auch auf der halben Welt an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Fühlst du dich auch diskriminiert, wenn ich dich eine *Frau* nenne?«

»Nein.«

»Gut. Und wie soll ich *Psychos* nennen, damit der Ausdruck deiner Meinung nach politisch korrekt ist?«

»Mitmenschen mit seelischer Beeinträchtigung, die eine Abweichung von der Normalität im Denken, Fühlen und Verhalten aufweisen.«

»Alles klar.«

»Danke. Du bist sicher auch froh, wenn ich dich nicht einfach *Straftäterin* nenne.«

»Mach ruhig.«

»Weswegen hast du eigentlich die Strafanzeige bekommen?«, fragte Lea nach.

»Mhhhh.«

»Raus mit der Katze.«

»Lass gerne mal was mitgehen«, murmelte Vivien in ihre Zeitschrift.

»Was?«, fragte Tine.

»Sie klaut«, sagte Lea.

Vivien räusperte sich und strich ihre Haare zurück.

»Ah«, sagte Tine. »Was denn so?«

Vivien zuckte mit den Schultern. »Bevorzugt Schuhe und Schmuck. Seit Jahren eigentlich. Manchmal werde ich

erwischt, meistens aber nicht. In letzter Zeit allerdings ein paar Mal öfter. Und noch dazu gab es eine Sache, die etwas stärker ins Gewicht fällt.«

»Und die war?«, fragte Lea.

»Ich habe euch doch von meinem Mann erzählt?«

»Der fremdgegangen ist?«, fragte Tine.

»Mit seiner Co-Pilotin«, fügte Lea an.

»Ist er also selbst Pilot?«, fragte Tine.

»Ist doch logisch«, meinte Lea.

»Er ist kein Pilot, er ist Luftfahrtingenieur«, korrigierte Vivien.

»Wieso hat er dann ´ne Co-Pilotin?«, wunderte sich Lea.

»Hat er doch gar nicht, er ..., egal, jedenfalls hab ich das rausbekommen und danach seinen Firmenwagen vom Parkplatz geklaut und in den Rhein gefahren. Irgendwo hört´s ja auch auf, wir sind seit zwei Jahren verheiratet, und er hat seit eineinhalb Jahren nebenbei eine andere. Ich meine, was hättet ihr getan?«

»Ich bitte dich, ich hätte sein Scheißflugzeug gleich mitversenkt«, antwortete Lea.

»Ich hätte mir wahrscheinlich alles gefallen lassen und wäre zu allem Überfluss noch zu dem Schluss gekommen, dass ich selbst dran schuld bin«, sagte Tine.

»Du weißt ja schon ziemlich genau, was deine Probleme sind«, sagte Lea.

»Ich weiß.«

»Und was passiert jetzt mit der Strafanzeige?«, erkundigte sich Lea.

»Ach, halb so wild.« Vivien winkte ab. »Mir wurde Psychotherapie und gemeinnützige Arbeit aufgebremst. Die Therapie war rückblickend betrachtet ein Segen, wie gesagt, ich liebe meine Antidepressiva. Und die Sozialstunden kratzen mich wenig, davor kann man sich drücken. Hab ich schon mal gemacht. Ich glaube, ich war beim Amtsarzt und hab ein bisschen rumgehüstelt, kein großes Ding.«

»Pssst«, flüsterte Tine, »ich würd das auf 'ner Polizeistation nicht so rumposaunen.«

»Hat dir die Therapie denn auch bei deinem Problem geholfen?«, fragte Lea.

»Welches Problem?«

»Na, die Kleptomanie-Sache.«

»Ach, Unsinn, darüber wollte ich mit Herrn Friede gar nicht sprechen. Dafür brauche ich auch keine Therapie. Ich müsste nur die Entscheidung treffen, nichts mehr zu klauen.«

»Und? Hast du dich schon entschieden?«

»Nee.«

»Hier bin ich noch einmal.« Der schnauzbärtige Polizeiinspektor betrat das Wartezimmer, sein Blick war auf mehrere DIN-A5 große Briefumschläge gerichtet, die er in den Händen hielt.

»Wer von Ihnen ist Frau Hase?«

»Ich.« Tine blickte auf.

»Hier ist ein Brief für Sie von Herrn Dr. Friede.« Er händigte ihr den Umschlag aus. »Er hat Abschiedsbriefe an seine Familie und seine Patienten geschrieben. Hier, bitte sehr.«

»Was?« Tine schnappte nach dem Brief. »Das ist ja ..., damit hätte ich ...« Dann verstummte sie und nestelte am Klebestreifen ihres Briefes herum.

»Wer ist Frau Kronberger?«

Statt zu antworten, blickte Lea den Polizeiinspektor voller Missfallen an.

»Ach so, ja, das waren Sie, bitteschön.« Der Inspektor räusperte sich und gab Lea ebenfalls einen Umschlag.

»Und Frau Linder werden dann wohl Sie sein.«

Vivien bekam den dritten Brief. Während der Polizeiinspektor wieder aus dem Wartezimmer trottete, öffneten Lea und Vivien ihre Briefe. Tine war bereits in den Inhalt vertieft:

»Liebe Frau Hase,

entschuldigen Sie bitte die unerfreulichen Umstände, die dazu geführt haben, dass Sie diesen Brief von mir erhalten. Das alles muss ein großer Schock für Sie sein.

Als Ihr Therapeut möchte ich ein paar Worte an Sie richten, die mir sehr am Herzen liegen. Glauben Sie mir bitte, dass Sie austherapiert sind. Sie haben durch Ihre jahrelange psychologische Betreuung mehr Wissen angehäuft, als Sie jemals brauchen werden. Nur setzen Sie nichts davon um. Sie müssen den Zustand der theoretischen Analyse verlassen und zur Praxis übergehen. Handeln Sie!

- 1. Um unabhängig zu werden, müssen Sie bei Ihren Eltern ausziehen.*

2. Um Ihre Ängste, insbesondere die Prüfungsangst, zu besiegen, müssen Sie sich Prüfungen stellen.

Sie sind im Wartezimmer Frau Kronberger und Frau Linder begegnet. Ich denke, es könnte für Sie alle drei ein Gewinn sein, sich etwas näher kennenzulernen.

Viel Erfolg auf Ihrem weiteren Weg wünscht Ihnen von Herzen Ihr Torsten Friede.«

»O Mann«, flüsterte Tine und blickte zu den anderen beiden, die ebenfalls in ihre Briefe vertieft waren.

»Liebe Frau Kronberger,

entschuldigen Sie bitte die unerfreulichen Umstände, die dazu geführt haben, dass Sie diesen Brief von mir erhalten. Es tut mir sehr leid, dass wir uns nicht persönlich kennengelernt haben. Eine Sache soll Sie aber trösten: Sie wären bei mir ohnehin falsch gewesen. Die Wut, die Sie mir beim telefonischen Vorgespräch beschrieben haben, hat Ihre Wurzeln in der Kindheit. Ja, ich weiß, das sagen Psychologen immer. In Ihrem Fall ist es aber so. Aus diesem Grund sind Sie bei einem Tiefenpsychologen sehr viel besser aufgehoben als bei mir, ich bin Verhaltenstherapeut.

Sicher fragen Sie sich, warum ich Ihnen das nicht gleich am Telefon mitgeteilt habe. Frau Kronberger, Sie

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

haben mir gesagt, Sie würden an diesem Tag nicht locker lassen, bis Sie einen Therapietermin für den Folgetag haben, egal bei welchem Psychologen. Ich kann Ihnen ziemlich sicher sagen, dass Sie das nicht geschafft hätten. Therapieplätze sind rar und die Wartelisten lang. Vielleicht kann ich Ihnen aber nun auf eine andere Weise helfen, möglichst zeitnah einen Therapeuten zu finden: Sie haben im Wartezimmer Frau Hase kennengelernt. Frau Hase kennt die Psychotherapeutenszene der Stadt in- und auswendig und hat sehr gute familiäre Kontakte. Sie kann Sie sicher auf die Schnelle bei einem geeigneten Tiefenpsychologen unterbringen.

Viel Erfolg auf Ihrem weiteren Weg wünscht Ihnen von Herzen Ihr Torsten Friede.

»Der hat das scheinbar geplant, dass wir uns begegnen«, sagte Lea. Tine nickte. Die beiden blickten zu Vivien, die mit dem Lesen ihres Briefes noch nicht fertig war.

Liebe Frau Linder,

entschuldigen Sie bitte die unerfreulichen Umstände, die dazu geführt haben, dass Sie diesen Brief von mir erhalten.

Ich möchte Ihnen hier zunächst ein paar organisatorische Dinge mitteilen: Die Bescheinigung über Ihre abgeleiteten zehn Therapiestunden habe ich fertiggestellt und an die zuständige Stelle versandt. Für mein

Wenn alle Stricke reißen

Leseprobe

Ableben kurz vor Ihrer letzten Sitzung können Sie schließlich nichts.

Nun möchte ich noch ein paar persönliche Worte an Sie richten. Mir ist nicht entgangen, dass Sie die Therapie überwiegend als Mittel zum Zweck betrachtet haben, um an Psychopharmaka zu kommen. Diesem Schreiben liegt ein Stapel Rezepte bei, werden Sie glücklich damit.

Meiner Meinung nach brauchen Sie keine weitere Therapie, ich gebe Ihnen aber eine Handlungsempfehlung: Nehmen Sie die Konsequenz aus Ihrem Handeln diesmal an und leisten Sie Ihre Sozialstunden ab. Sollten Sie sich für die Zusammenhänge zwischen Ihrer Depression und Ihrem zwanghaften Handeln interessieren, fragen Sie Frau Hase, die Sie im Wartezimmer kennengelernt haben. Sie weiß es.

Viel Erfolg auf Ihrem weiteren Weg wünscht Ihnen von Herzen Ihr Torsten Friede.

»Krass.« Vivien ließ den Brief auf die Knie sinken. »Ich dachte immer, er wüsste nicht, dass ich nur die Pillen will.«

»Ich soll so schnell wie möglich ausziehen!« Tine blickte entgeistert zu den anderen beiden. »Wie soll ich das denn machen? Ich hab ja schon Angst, alleine mit der Straßenbahn zu fahren! Ich kann ja auf keinen Fall alleine wohnen, wenn ich umkippe und sterbe, findet mich ja niemand! Aber ich kann auch nicht in eine WG ziehen, ich hab Angst vor den Besichtigungen ... Da sind ja immer dreißig Leute, die sich für ein Zimmer bewerben. Und das sind alles Studenten und ...

ich bin die Älteste und ... traue mich nichts zu sagen. Wie soll ich mich denn da durchsetzen? Ich ... ich ... weiß überhaupt nicht, was ich jetzt ... jetzt bin ich in einer Beziehungspause, mein Therapeut hat sich erhängt, und ich sitze auch noch auf der Straße!«

Tine ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Hm.« Vivien legte Tine die Hand auf den Arm. »Ich versuch's mit bewährten Mitteln: Mir geht's auch total dreckig, schau mal, ich bin nicht nur in einer Beziehungspause, sondern kurz vor einer Scheidung. Und was den Umzug betrifft: Ich muss auch dringend raus bei meiner Cousine, sonst passe ich mich noch meiner Umwelt an und fange selber an zu schimmeln. Du hast aber leider absolut recht – man findet mit über dreißig kein WG-Zimmer. Und ich kann auch nicht alleine wohnen, mir reicht das Geld nicht. Ich war noch nicht mal mit zwölf so pleite wie heute.«

Tine seufzte. Den Kopf noch immer in den Händen vergraben.

»Und, besser?« Vivien tätschelte Tines Arm.

»Nee«, antwortete Tine. »Diesmal hat's nicht geholfen.«

»Schade.«

»Vielleicht hättest du das mit dem Schimmel irgendwie drastischer rüberbringen müssen«, meinte Lea.

»Hm.«

»Ich hätte ein WG-Zimmer frei«, sagte Lea. »Sanierter Altbau mit Aufzug im trendy Teil der Neustadt. Meine ehemaligen Mitbewohner sind ein Pärchen geworden und ausgezogen. Hab's zwar nicht eilig, aber ein Zimmer davon will ich sowieso wieder untervermieten, sind sogar beide noch

möbliert. Meine Ex-Mitbewohner waren so verliebt, die konnten gar nicht schnell genug ausziehen, da haben sie einfach alles dagelassen. Wahrscheinlich wollten sie nicht auf das klassische Pärchen-Ikea-Gedöns verzichten. Wie dem auch sei, vielleicht hat ja eine von euch Interesse?«

»Ich!«, sagten Vivien und Tine gleichzeitig.

»Äh ...« Lea blickte von einer zur anderen. »Da halt ich mich jetzt raus. Das müsst ihr unter euch klären.«

Vivien blickte zu Tine. »Ich schlag dir ´nen Deal vor: Ich nehme das Zimmer bei Lea und helfe dir, was Passendes zu finden.«

Tine antwortete nicht.

»Ich wohne nur *übergangsweise* bei meiner Cousine, auf Dauer ist das absolut nicht tragbar«, argumentierte Vivien weiter. »Bei dir kommt es auf ein paar Tage oder Wochen auch nicht mehr an, du wohnst ja offensichtlich schon immer bei deinen Eltern, oder?«

»Ja, aber das ist auch nicht tragbar«, erwiderte Tine.

»Außerdem muss ich sofort ausziehen! Von Herrn Dr. Friede aus!«

»Der ist tot.«

»Aber er meinte, ich muss mich endlich mal mit den Dingen konfrontieren, vor denen ich Angst habe, und er hatte recht! Und jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt.« Tine wunderte sich über sich selbst. Die ganze Zeit wollte sie nicht ausziehen, aber jetzt, wo sie offensichtlich darum kämpfen musste, war sie ganz versessen darauf. »Ich könnte ja auch dir

beim Suchen helfen, wenn ich das Zimmer bei Lea bekomme.«

»Mädels, hört auf«, unterbrach Lea. »Eigentlich wollte ich ja eins der freien Zimmer als Büro nutzen. Aber was soll's, ich weiß sowieso nicht, wie lange ich den Job noch habe. Zieht doch einfach beide ein, dann sind's auch nur dreihundert pro Kopf.«

Tine und Vivien blickten Lea an.

»Hallo? Ich hab gesagt, ihr könnt beide einziehen, wenn ihr wollt.«

»Wann?«, fragte Vivien.

»Äh ...«, antwortete Lea, »lasst mich wenigstens noch aufräumen ... , äh ... morgen Abend?«

»Deal«, sagte Vivien.

»Meinst du das ernst?« Tine starrte Lea an.

»Klar«, antwortete Lea. »Klingt wie der Anfang von ´nem schlechten Witz: ´Eine Kleptomanin, eine Hypochonderin und eine Cholerikerin ziehen in eine WG ...`«

»Frau Kronberger, kommen Sie bitte in zehn Minuten zum Verhör?« Unbemerkt war der schnauzbärtige Polizeinspektor wieder im Türrahmen aufgetaucht.

»Was? Wieso denn ich? Frau Hase ist doch im Alphabet vorne.«

»Sie wollten doch zuerst drankommen. Ich habe ihr Anliegen vorgetragen, und wir haben es umgestellt.«

»Sie haben das Alphabet umgestellt?« Vivien schlug die Hand vor den Mund.

»Nein. Die Reihenfolge.« Der Inspektor blickte ausdruckslos in den Raum.

»Ist Ihnen klar, dass ich das vorhin deswegen vorgeschlagen habe, weil es noch möglich gewesen wäre, rechtzeitig zur Arbeit zu kommen?« Lea schaute ihn an und wartete auf eine Antwort, die er aber nicht gab. Stattdessen blinzelte er mehrmals nervös.

»Vergessen Sie's.« Lea winkte ab. »Ich bin in zehn Minuten bei Ihnen. Vielen Dank für Ihre Mühe.«

Der Inspektor nickte und verschwand wieder.

»Danke, dass du uns bei dir einziehen lässt«, platzte es aus Tine heraus. »Damit löst sich für mich ein riesiges Problem.«

»Für mich auch.« Vivien nickte.

»Jetzt muss ich nur noch Thomas zurückgewinnen, Herrn Friedes Tod verkraften und meine Prüfungsangst besiegen.«

»Ein abwechslungsreiches Leben hast du«, sagte Vivien.

»Mach dich nicht darüber lustig«, gab Tine zurück. »Vor allem das mit Herrn Friede ist wirklich schlimm für mich. Nicht nur, weil ich ihn gerne mochte. Er war auch zugezogen und der Einzige, bei dem ich noch nicht in Therapie war oder den niemand von meiner Familie kannte. Jetzt kann ich nirgends mehr hingehen.«

»Ich kenne jemanden, der mal bei Melissa Ruhr war«, sagte Lea.

»War ich auch schon, taugt nichts«, antwortete Tine.

»Und Dr. Dreher?«

»Meine Tante.«

»Heute Morgen hat noch Ingo Höfler bei mir zurückgerufen, bei ihm schrumpft wohl die Warteliste.«

»Mein Schwager.«

»Herr Kunze?«

»Studienfreund meines Vaters.«

»Mein Gott, ihr seid ja ´ne richtige Mafia, Leute.«

»Wem sagst du das.«

»Du sollst doch sowieso nicht mehr in Therapie«, sagte Vivien. »Hat doch dein Therapeut gesagt.«

»Ja, aber das muss ich erst mal verarbeiten. Und dabei brauche ich Hilfe.«

»Du brauchst Hilfe dabei, keine Hilfe mehr anzunehmen?«, fragte Lea.

»Ja.«

»Und wieder schließt sich der Kreis«, sagte Lea.

»Ich will jetzt nicht mehr drüber sprechen.« Tine verschränkte die Arme.

»Da beißt sich die Katze in den Sack.«